

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 242.

Sonntag, 4. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle, Saale.

Es begann in Nimes.

Es begann mit jener heimtückischen Harmlosigkeit, mit der sich Ereignisse einzuführen pflegen, die die Absicht haben, zu grotesken Erlebnissen auszuwachsen.

Ursache, Anlaß, Gelegenheit: alles war so entsetzlich banal, ohne jede Besonderheit oder gar Absonderlichkeit, daß selbst ein weniger harmloser Mensch als Brigitte Holm — daß selbst ein direkt raffinierter Sammler von Abenteuern, einer, der dauernd auf der Lauer gelegen hätte und hinter dem Zaun jedes geringsten Ereignisses eine wahre Bursche des Geschehens vermutet — daß selbst solch ein Sonderling nichts — absolut nichts gemerkt haben würde.

Jedermann weiß, daß Mätern eine Kinderkrankheit sind, die immer dann auftritt, wenn es den Betroffenen selbst oder den zur Pflege Genötigten am wenigsten paßt.

Hätte man Emily Windermere nur eine Andeutung gemacht, daß ihre beiden kleinen Mädchen ausgerechnet am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Nizza mit dieser taktlosen Krankheit sich auseinanderzusetzen haben würden! Selbstverständlich hätte sie die Abreise von London um einige Wochen verschoben. Aber Reginald und Walter — blaß, schmal und unheimlich in die Höhe geschossen nach der ernsthaften Grippe — sollten so schnell wie möglich aus dem britischen Nebel herausgebracht werden, hinein in die Sonne der lieblichsten Küste Frankreichs, ja, vielleicht Europas — in die Sonne der Côte d'Or.

Und Edith und Anne, diese rosigen, sanften Engländerinnen, schienen so fröhlich und gesund zu sein. Kaum aber fühlte man sich in der hübschen kleinen Villa, die man sich an der Strandpromenade durch einen Agenten hatte mieten lassen, eingeräumt, und begann daher ein wenig aufgeräumt zu werden, als zuerst Anne über sich zu klagen anfang und mit nichts zu trösten war — und fast a tempo die so lebenswürdige und lustige Edith. . . . Ja, und nun trat der rote Belag hervor, und es hätte gar nichts geholfen, wenn man lange gescholten oder geklagt über die ärgerliche Sache; der ungeliebte Gast war eben da und mußte geduldet werden.

Man kann nachempfinden, wie sehr die Anwesenheit Brigittes der Lady Windermere als ein wahrhaft glücklicher Zufall erschien, denn auf alle Fälle mußten die beiden Vuben entscheidend von den Schwestern getrennt werden, und es war wirklich ein einfach patentierter Gedanke der lebenswürdigen Lady, daß sie die ganze junge Gesellschaft mit einem guten Scheck und dem ebenso guten Wagen auf die Reise schickte.

Lord Windermere hätte an dieser Anordnung natürlich Aussetzungen gemacht.

„Fräulein Holm ist nicht alt genug“ — ich höre es ihn sagen — „um zwei große Vuben von vierzehn und fünfzehn Jahren eine Zeitlang selbständig zu erziehen!“

Und unfehlbar hätte Lady Windermere geäußert: „Müssen sie denn immer erzogen werden? Daß sie sich erholen und amüsieren. . . . Und Brigitte? Brigitte ist alright!“

Wilder war ja schließlich auch noch da. Wilder war ein erstklassiger Chauffeur, fünfzig Jahre alt und im Dienst der Windermere's ergraut.

„Natürlich müßt ihr jeden Tag eine Postkarte schreiben oder mindestens telegraphieren“, hatte die Lady ermahnt. „Oder — wenn ihr es zu lange vergessen habt, telephoniert einmal!“

Sie hatte nur zärtlich von ferne gewinkt, als die drei — eine lustige Gesellschaft — im Wagen Platz nahmen, sich noch um das nächste und erste Ziel der Reise verträglich streitend. „Brigitte entscheidet“, hatte Lady Windermere vorausschauend angeordnet; aber Brigitte legte sich gemütlich in die Ecke und sagte nur zu den jungen Lords: „Macht es, wie ihr wollt!“

Die Abfahrt hätte sich vielleicht noch beträchtlich verzögert, denn Reginald stimmte für die Alpen, Walter aber wollte eine Küstenschiffahrt — wenn Wilder nicht schließlich einfach angelockert hätte und den Weg in die Ebene eingeschlagen, denn vor Bergen hatte Wilder ein leises Grauen; er, der Flachländer, traute diesen steinernen Massenansammlungen im tiefsten seiner Seele den Einfall zu, sich plötzlich ganz gemütlich lang zu machen — wie Wilder es daheim auf dem Sofa zu tun pflegte — und dabei alles, was in ihrer Nähe war, einfach wegzuwischen, wie er, Wilder, Zeitungen und Kafen wegwischte, wenn er ruhen wollte — nur: ihm und seinem Wagen würde eine solche Laune dieser stirnrunzelnden Giganten nicht gut bekommen.

Beruhigt und zufrieden hatte damals die Lady Windermere den Balkon der netten und recht geräumigen Villa verlassen und sich an die Krankenbetten ihrer „darlings“ begeben.

Große Ereignisse werfen bekanntlich ihre Schatten voraus. Die mittleren Kaliber täten ganz gut, sich dieselbe Höflichkeit anzueignen.

Sie denken aber gar nicht daran.

Immerhin, die Sache begann also — wie gleich Anfangs erwähnt — in Nimes. . . .

Wilder hatte die lustige Fracht seines Luxuswagens vierzehn Tage lang mit Umsicht und Geschick und ohne die geringste Panne durch allerlei Gegendern transportiert.

Gleich bei der Einfahrt in Nîmes berührte ihn die Stadt außerordentlich sympathisch.

„Hier“, entschied er in seiner braven Dienerseele, „können die jungen Herrschaften es ganz gut mal ein paar Tage aushalten; jeden und jeden Tag woanders hin, das hält mit fünfzig Jahren kein Deibel aus — geschweige ein alter, ehrlicher Engländer.“

Er erwähnte so nebenbei etwas von einer längerwährenden und sorgfältigen Reparatur, dessen der Wagen bedürfe — wobei zu verstehen ist, wie sehr sich der alte Herr mit seiner Maschine identifizierte —, und wie erwartet, fragte auch noch nicht einmal einer der sorglos reisenden und genießenden Insassen nach Näherem.

Wilder war patent.

Was Wilder sagte und vorschlug, galt absolut.

So nahm man sich die Zimmer in einem der besten Hotels und vertrieb sich die Zeit.

Es war glutheiß.

Nach einem Morgenspaziergang zum großen Turm hatte man lange in den luftigen Räumen des Hotels gelesen, geruht, selbst ein wenig geschlummert — und saß eben in einer der obersten Reihen des mächtigen Amphitheaters, das sich mit der Selbstverständlichkeit einer Jahrhundert alten Gewohnheit mitten in den Straßen der ganz zeitgemäßen französischen Provinzstadt von den Erlebnissen seiner Jugend ausruht.

Brigitte hatte Bananen, Nüsse und Datteln gekauft und rechts und links einen der jungen Lordspröcklinge, damit die gefüllten Tüten jedem erreichbar seien — spuckte sie im Verein mit den Buben die Dattelerne gedankenlos in möglichst hohem Bogen über die Sitzreihen der römischen Soldaten hin. Man schob die Bananenschalen in die klaffenden Lücken der Steinbänke und verstreute die Nusschalen in den Gängen.

Unten in der Arena — die Zeiten ändern sich, und mit ihnen der Gebrauch der Dinge — schob eine junge Frau, vielleicht die Gattin des Wärters, gemächlich einen tiefbauchigen Kinderwagen über den gelblichen Sand.

Brigitte puffte Reginald mit mäßiger Feindschaft in die Seite.

„Hallo, alter Junge — diese Banane möchte ich für mich behalten.“

„Ich habe die dicken, mit ganz gelber Farbe so gern — laß sie mir!“ bettelte der.

„Unsere Geschmäcker stimmen wohlthuend überein; aber weißt du — gegen Damen muß man höflich sein.“

„Du tyrannisierst einen immer mit Dame sein — schließlich bist du — doch so eine Art Rusine.“

„Das bleibt sich gleich, Reginald — auch Rusinen sind Damen. Und wäre ich nicht zufällig bei euch gewesen, so säßest du jetzt in Nizza — oder lägst in Nizza mit Masern.“

„Wer sagt das? Masern sind eine Kinderkrankheit — ich bin fünfzehn Jahre und fast sechs Monate alt . . . Aber bekomme ich die Banane, wenn ich die Wette gewinne?“

„Es gibt Tausende von diesen Früchten hier. Was willst du gerade mit dieser? Und was für eine Wette meinst du?“

„Von allen Bananen der Welt will ich diese, oder ich esse keine mehr im ganzen Leben!“ entschied Reginald mit ernsthafter Bestimmtheit in dem guten Deutsch, das er seiner hanseatischen Mutter verdankte. „Und die Wette werden wir sofort eingehen. Du glaubst nicht, daß im „Römischen Haus“ ein Wappen hängt, das Zug für Zug dem gleicht, das du auf deinem Medaillon hast. Ich gehe die Wette ein, daß es der Fall ist. Habe ich recht, gibst du mir die Banane.“

„Quatsch, Reginald! Bis wir das entschieden haben, ist die Frucht längst verdorben.“

„Wir müssen sofort vergleichen“, entschied Walter, der geruchsam Nüsse geknackt hatte. „Ich bin Richter und bekomme die Hälfte von der dicken Banane zum Lohn, ob Reginald gewinnt — oder Brigitte. Laßt uns gehen!“

Brigitte lachte.

„Weinetwegen — es fängt überhaupt an, langweilig zu werden in Nîmes; Wilder repariert am Auto nun

schon den dritten Tag. Ist es morgen nicht fertig, lasse ich den Mechaniker kommen.“

Sie waren unten angelangt und schlenderten durch die stillen Straßen dem nahen „Römischen Haus“ zu. Aus dem Lyzeum ergoß sich ein wahrer Strom der Schüler, deren Nachmittagsunterricht eben zu Ende ging, und Reginald und Walter betrachteten sie mit dem stillen Vergnügen derer, die es besser haben.

Reginald sprang die Stufen des „Römischen Hauses“ hinauf und eilte auf die Bronzeplatte zu, die an der Rückwand des Saales hing, der das Viereck des alten Gebäudes ausmachte.

„Ich habe recht!“ rief er den beiden anderen entgegen. „Es ist dasselbe — Zug für Zug.“

„Wir werden sehen“, beschwichtigte Walter. „Um eine Wette zu gewinnen, siehst du, was gar nicht da ist.“

Aber dann mußte Brigitte sich selbst überzeugen.

Sie stand vor der Platte und hielt das alte Medaillon, das ihr an seiner Kette tief über die Brust fiel, prüfend in der Hand.

Es war ein schönes, altes Familienstück.

Ein großes, flaches, goldenes Oval, auf dessen leichtgewölbter Fläche ein Wappen eingraviert war, dessen Bedeutung niemand in ihrer Familie gekannt hatte. Rings um den Rand lief eine Verzierung von Diamanten und Rubinen — ein seltsames Muster! Gerade unter der Spitze des Wappenschildes, die scharf zulief, funkelte ein schöner Solitär von großem Wert. Brigitte hatte dieses Schmuckstück von ihrer Mutter zur Konfirmation bekommen und es seither Tag für Tag getragen. Sie liebte es über alles. Aber auf die Gravierung hatte sie wenig oder gar keinen Wert gelegt. Sie war Hamburgerin. Sie hatte den vornehm-demokratischen Sinn der Hanseaten. Zwar wußte sie, daß ihre Mutter einer alten adeligen hannoverschen Familie entstammte; doch diese Tatsache hatte sie niemals sonderlich zu interessieren vermocht. Die Holme waren eine uralte Hamburger Patrizierfamilie. Ihre Vorfahren hatten schon gegen Störtebeker gekämpft. Die Urkunde, die sein Todesurteil enthielt, hatte ein Holm — Klaus-Dietrich Holm, wie auch ihr Vater hieß — mit unterzeichnet.

„Ja, also — du hast deine Wette gewonnen, Reginald. Es ist tatsächlich ganz das gleiche.“ Sie ließ das Medaillon aus der Hand und reichte dem Buben die umstrittene Frucht. Im selben Augenblick trat der kleine, schwarzgekleidete Herr, dessen scharfgeschnittenes Gesicht französische Aristokratie vermuten ließ, indessen die offenbare Schabigheit der Toilette arg beschränkte finanzielle Mittel verriet, an Brigitte heran.

Seine dunklen Augen blickten herrisch zu ihr empor, während über seine schmalen Lippen ein wahrer Schwall französischer Worte sich ergoß.

Brigitte verstand nichts.

Englisch, ja!

Aber ihr Französisch ging nicht über das der Lyzeal-schülerinnen hinaus.

„Je ne comprends rien“, formulierte sie mühsam, vergnügt in das zuckende Gesicht des aufgeregten Gnoms herabblühend.

In diesem Moment griffen dessen schmale, gelbliche Hände nach dem Medaillon und zerrten energisch daran, als ob sie es vom Halse des Mädchens lösen wollten.

Aber Brigitte wehrte, unangenehm überrascht und ehrlich geärgert.

„Was fällt Ihnen ein?“

„Fräulein ist Deutsche?“

Brigitte nickte mit zornig zusammengezogenen Augenbrauen. Sie drehte sich um, weil sie dem Zubringlichen kein Wort mehr gönnen mochte. Doch schon stand er wieder vor ihr und hechelte mit dem temperamentvollen Eifer der Südfrenzen in seinem fremdartigen Deutsch:

„Woher kommt Ihnen dies Medaillon?“

„Was geht es Sie an?“ wollte Brigitte antworten; doch sie stoppte ab.

Wozu überhaupt antworten?

„Dies Wappen ist das Wappen der Herzöge von Arles“, leuchtete es neben ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entführung.

Mozart-Skizze von Hans Gäsger.

Ein Morgen des Jahres 1782 in der Wiener Hofburg. Viele Menschen warten auf Audienz beim Kaiser, unter ihnen ein junger Mann, angetan mit dunkelblauem Frack, Kniehosen, Puderperücke, wie es der Geschmack der Zeit erforderte.

Die Tür öffnete sich.

Joseph II. erschien, schlicht wie immer.

„Ist der Mozart schon da?“ rief der Kaiser den tief sich neigenden Menschen zu.

Der junge Mann trat vor.

„Komm“ er rief herein, ich habe ihm etwas wichtiges zu sagen.“

„Hör“ er Mozart, es ist an der Zeit, daß er mal was Großes schreibt, eine Oper zum Exempel. Schön sind seine Sonaten, seine Divertimentos, die Quartetts und Serenaden, das ist wahr. Aber er ist sechsundzwanzig Jahre alt und ein Genie, eine Oper muß er mir schreiben, versteht er? Da hat mir der Bregner ein Türkenstück geschickt. Fein gemacht ist's, aber Musik gehört dazu, Mozartsche Musik, dann wird's erst ein Ganzes sein. Komponiert's! Macht ein deutsches Singpiel daraus, daß den Wienern und ganz Europa das Herz im Leibe lacht, wenn sie's hören, wie wenn ein Kercherl singt, draußen im Wiener Wald. Hier nehmt's gleich mit, und nun: Gott befohlen!“

Draußen im Vorzimmer stand Mozart wieder.

Eine Oper sollte er komponieren und hatte den Kopf voller Sorgen.

Was waren das auch Zustände bei der Madame Weber! Und der Vater schrieb Brief auf Brief und ließ ihm kaum einen Tag Ruhe mit Vorwürfen und ängstlichen Beschwörungen, nur keine von den Töchtern der Madame Weber zu heiraten, sondern an seinen Ruhm zu denken, der es nicht vertragen, sich so früh schon mit Haushalts- und Familien-sorgen zu beschweren.

Nun hatte er vor wenigen Tagen dem Drängen des Vaters nachgegeben und war fortgezogen aus dem Weberschen Haus in ein anderes, geringeres. Ganz droben im Dach hauste er, wo die Diener und Mägde wohnten aus dem Palais. Tagsüber wars still hier; man konnte träumen und arbeiten, mit den Wolken reden und den Sperlingen, die in der Dachtraufe lustig waren.

Aber die Sehnsucht wollte nicht stille sein, die Sehnsucht nach Constanze. Als er im Dachstübchen nach der Oper sah, die ihm der Kaiser gegeben, da las er erst, wie sie eigentlich hieß: „Constanze und Belmont oder Die Entführung aus dem Serail.“

Constanze. . .“ sagte er leise vor sich hin, seltsam, daß die Hauptgestalt der Oper den gleichen Namen führte, wie sein Mädchen, die Tochter der Madame Weber.

Als er noch darüber nachsann, klopfte es an der Tür.

„Ein Brief für den Herrn Kapellmeister,“ sagte die Beschließerin, die ihm die Stube versorgte, „soeben abgegeben vom Hofdirektionsrevisor Thorwarth.“

„Hat mir gerade noch gefehlt,“ murmelte Mozart, „was wird er wieder wollen, der Herr Vormund, sicherlich nichts Erfreuliches.“

Er las: „Herr Kapellmeister! Als Vormund der Constanze Weber muß ich sie, um dem Geschwäh der Leute allemal ein Ende zu machen, ersuchen, das „Haus zum Auge Gottes“ nicht mehr zu betreten, widrigenfalls ich gezwungen wäre, die Hilfe der Polizei gegen einen leichtsinnigen Verführer in Anspruch zu nehmen. In aller Hochachtung Ihr Diener Johannes Thorwarth, Hofdirektionsrevisor und Inspektor bei der Theatergarderobe.“

Das war zu viel!

Wie wurde er da genannt in dem Brief? „Leichtsinniger Verführer,“ er, der nichts kannte, als seine Kunst und, das war wahr, seine Constanze, die er schon längst geheiratet hätte, wenn's Geld nur langte, aber es langte halt nie. Aber jetzt sollte es anders werden. Hatte er nicht Auftrag, eine Oper zu schreiben?

Und schon sah er am Klavier und trällerte vor sich hin.

Wieder klopfte es.

Eine Dame trat ein.

Da sie den Schleier hob, erkannte er Constanzens Schwester: „Herr Kapellmeister, sie müssen Constanze retten; sie ist verzweifelt. Die Mutter schimpft den ganzen Tag auf sie ein, und nun war auch noch der Herr Vormund da und hat ihr verboten, auch nur ein Sterbenswörtchen an Mozart zu schreiben, und ausgehen darf sie nur noch mit der Mutter. Die Hölle ist los im „Auge Gottes“, und wissen's was die Constanze gesagt hat: Sie will in die Donau springen, dann hätte sie endlich Ruhe. . .“

Sag'n Sie der Constanze, ein bißerl Geduld soll's haben, ein kleines bißerl Geduld. Eine Oper muß ich schreiben für

den Kaiser. Sehr billig ist's und viel Geld werd ich dafür bekommen. Dann werd' ich die Constanze heiraten, ganz gewiß werd' ich sie dann heiraten. . .“

Tag und Nacht schrieb Mozart an der Oper.

Sie blühte auf, wie ein Garten im Frühling.

Seine ganze Liebe und Sehnsucht zu Constanze legte er hinein.

Die Briefe vom Vater las er nicht in dieser Zeit.

Dann und wann aber gab er einem Straßenfänger einen Dukaten und ließ ihn singen ein neu komponiertes Lied der Sehnsucht vor'm Haus „Zum Auge Gottes“, aber sagen durfte der Musikan kein Menschen, wer ihn gesandt.

Die Oper war fertig.

Der Kaiser war begeistert.

Die Proben begannen.

Der Tag der Uraufführung ging strahlend über Wien auf.

„Heute hat der Mozart gewiß alle Hände voll zu tun in der Oper“, dachte die Madame Weber an diesem Morgen, „heute kann ich endlich mal ungestört plaudern bei meiner Freundin und die Mädchen allein zu Hause lassen.“

Constanze sah wie jeden Tag wie ein welkes Pflänzchen über dem Stidrahmen, die Schwester hantierte in der Küche. Drunten hielt ein Wagen.

Constanze achtete nicht darauf.

Es klopfte an der Wohnungstür.

Die Schwester öffnete und tat einen halb unterdrückten Schrei.

Mit raschen Schritten trat Mozart ins Zimmer: „Constanze, komm, es ist so weit. Wir fahren hinaus nach Grinzing, und eine Exträberraschung gib't's auch.“

„Und die Entführung?“

„Heute Abend! Jetzt machen wir die Generalprobe dazu.“

„Frei, frei. . .“ rief Constanze, und dann ließ sie sich, alle Bedenken wegwerfend, von Mozart hinunter tragen in den Wagen, der hineinstolzte in die blühende, singende Welt.

„Mozart, Mozart!“ schrien und tobten die Leute am Abend im Theater, wo's einen ganz, ganz großen Erfolg gab, wie ihn Wien seit langem nicht erlebt.

Der Kaiser erhob sich in der Loge und bedeutete, daß er sprechen wolle.

„Ruhe für den Kaiser!“

„Liebe Wiener! Der Mozart kann nicht kommen, er macht Hochzeit heute, draußen in Grinzing. Aber ich will ihm sagen, daß euch seine Oper gefallen hat, ich fahre jetzt hinaus zu ihm.“

Und so war's wirklich.

Draußen in Grinzing hatte der Kaiser das Hochzeitsmahl richten lassen für Constanze und Mozart.

Und die Hochzeitsgäbe brachte er selbst hinaus, spät am Abend: Hundert Dukaten, frisch aus der Münze gekommen heute, leuchtend wie die Sterne, die an diesem Tage strahlend standen über Mozart, über Constanze, über Wien. . .

Deckpassagiere von Trinidad.

Von Max-Georg v. Köller.

„Deckpassagiere sind vollzählig an Bord,“ meldet der Erste dem Kapitän, „fünfundvierzig Neger, Frauen und Kinder.“ „Gepäck auch schon da?“ fragte der Kapitän. „Nein, muß aber gleich von der Agentur kommen,“ und der Erste sucht in der Richtung des Hafens von Port of Spain, wo es am Ufer wimmelt wie in einem Ameisenhaufen.

Da nähern sich auch schon mehrere hochbepackte Motorboote mit Kurs auf das weit draußen auf der See liegende Schiff.

Die Kajütenpassagiere sind an Deck unter schützendem Sonnensegel. Man plaudert über die Erlebnisse auf Trinidad, wirft nochmal den Blick hinüber zu den hohen, sich gegen den dunkelblauen Himmel silhouettenhaft abhebenden Bergen, auf die Palmenwälder an ihren Hängen, auf die bunten Siedlungen, auf das trübe Wasser, das, aus dem Orinoco kommend, mit leichten Wogen vorbeizieht. Es waren doch unvergeßliche Eindrücke, die man von diesem herrlichen Tropenland mitnahm. Dann wird man abgelenkt durch fürchterliches Schreien, Feilschen und Schnattern der schwarzen Gäste dort unten auf dem Lukendeck. Saisonarbeiter aus Venezuela und Curacao, die sich für die Erntezeit zu irgendwelcher Arbeit nach der englischen Kolonialinsel verpflichtet, und dann mit ihren Ersparnissen wieder in die Heimat zurückkehren, um zu faulenzeln, bis der leere Geldbeutel sie wieder zu neuer Arbeit auf Trinidad zwingt. Anspruchsloses Dasein, ohne Ehrgeiz, ohne Sorgen. Negerart.

In das bunte Gewimmel kommt plötzlich Leben. In hastiger Aufregung, schreiend und gestikulierend drängen sie an die Reeling, wo unterhalb mehrere Motorboote auf den Wogen schaukeln, hochbeladen mit dem Gepäck, dem Hausrat, Bettzeug, Fahrrädern, Kisten und Nähmaschinen. Die Besatzung schließt sich an, die Gegenstände über Davits an Deck zunehmen. „Sichert euch hier weg und haltet das Maul!“ schreit der Bootsmann in die sich wie wild gebärdenden Schwarzen.

„Wenn das nur gut geht“, sagt irgend jemand, als gerade so ein schmales Boot mit Sonnendach, auf dem mit wenig Bestand schwere Stühle unbefestigt verstaут waren, sich bedrohlich zur Seite neigte. Noch weniger Bestand aber zeigten die Bootsführer, auch Eingeborene, die diese wackeligen Ruffschalen angesichts der Kentergefahr nicht gegen die See stellten, sondern breit dazu, mit abgestellten Motoren treiben ließen.

Da trat auch die mit Sicherheit zu erwartende Katastrophe ein. Ein einziger Schrei vom Negerdeck. Das eine Boot mit dem Sonnendach holt so schwer über, daß die Gepäckstücke ins Rutschen geraten und — mit Plums und Pfaffsch geht Stück für Stück „zu Bach“. Der dämliche Bootsführer verliert nun vollends den Kopf und, anstatt das Boot wieder in Fahrt zu bringen und gegen die See zu stellen, hängt er sich an die Seite, mit dem lächerlichen Versuch, die schweren Stühle aufzuhalten, wobei nun beinahe das ganze Boot zum Kentern kommt. Da schwimmt schon ein Koffer, eine Kiste, Pappschachteln, die sich langsam vollsaugen und in der Tiefe verschwinden. Ein Fahrrad ist bereits versackt und hat ein großes Bündel Bettzeug mit in die Tiefe genommen.

Die Schwarzen scheinen von Sinnen zu geraten. Wie Irre toben und schreien sie. Schreien alle durcheinander, wollen scheinbar die Bootsführer auf weitere Gefahren aufmerksam machen. Diese aber sind völlig untätig, versuchen vergeblich mit Stangen das umher schwimmende Gut einzufangen. Wieder versinkt vor den Augen der Besizer eine große schwimmende Kiste zum Meeresgrund. Neue Entsetzensschreie der Eigentümer, die da ohnmächtig zuschauen müssen, wie ihr einziges Hab und Gut sich von ihnen für immer trennt.

Die armen Negerleute sind zu bedauern, wenn auch die ganze Situation einer gewissen Komik nicht entbehrt. Frauen fallen in Ohnmacht, Mädchen schreien in hysterischen Anfällen, Männer müssen von dem Versuch, in das haßlichverfeuchte Wasser zu springen, abgehalten werden. Weinend umschlingen sich die bedauernswerten Menschen, die nun ihr Einziges verloren, was sie besaßen.

Das alles spielt sich in Minuten ab, bis endlich die Schiffsleitung eingreift. Schnell geht ein Boot zu Wasser, und geübten Seeleuten gelingt es, weiteren Schaden zu verhüten, die noch herum schwimmenden Stühle zu bergen und die herumtorkelnden Boote im Schlepp an die Schiffsseite zu bringen. Dann sind es nur Augenblicke, und das restliche Gepäck ist übernommen.

„Anker auf“ — und langsam schwinden dem Auge die Bilder der Küste von Port of Spain.

Unter den schwarzen Gästen herrscht eifriges Treiben. Die Erregung ist bald einem kismetähnlichen Phlegma gewichen. Sachlichkeit zieht ein. Schiffsarzt und Stewards bemühen sich um die noch schreckgelähmten Menschen. Die anderen beginnen sich gemächlich einzurichten für ihre Heimreise auf dem Eisendeck unter freiem Sternenhimmel. An schnell gespannten Leinen flattern zum Trocknen bunte Seidenkleider, Wäschestücke, Hüte, Bettzeug, Matten, Schuhe. Dazwischen krächzt schon ein altes Grammophon; Liegestühle, Hängematten, Matratzen werden aufgebaut. Junge Negerinnen finden nichts dabei, sich inmitten des Gewühls ihrer Sonntagsbekleidung zu entledigen, junge Mütter stillen ihre quarrrenden Babies. Männer streiten sich um die besseren Plätze, helfen beim Aufhängen durchweichter Kleider, und schadenfroh lichern in einer Ecke Mädels über ein gelbes Taftkleid, welches durch seine feuchte Umgebung alle Farben des Regenbogens angenommen hat.

Nur wenige Stunden sind vergangen, und es ist kaum mehr zu glauben, daß hier vor kurzem noch beinahe der Wahnsinn umging. Einer durch den Verlust ihrer Nähmaschine schwer betroffenen Negerin hilft eine Sammlung unter den Kajütpassagieren über ihren Schmerz hinweg, und dann geht dort unten das bewegte Leben des Regers wieder seinen üblichen Gang mit Schwätzen, Singen, Schlafen, Faulenzen und Schmähen.

In der Ferne versinken die Vulkanspitzen von Trinidad unter dem Horizont. Lau sähelt der Passat über das durchglühete Schiff und über den schlafenden, schnarchenden Negerhaufen auf dem Eisendeck.

Die neuen Möbel.

Von Hans Gron.

Herrn Theobald Trüblich's Los hatte einen Treffer erzielt, — auch in unserer märchenarmen Zeit soll sich so etwas tatsächlich hie und da noch ereignen. Es war ein Betrag, — zu wenig, um damit „ausgesorgt“ zu haben, zu viel, um auf rüstkündige Ratenzahlungen verwendet zu werden. Herr Trüblich hatte sich in seinem Innern bezüglich der Anlage des Gewinnstes schon entschieden. Seit Jahren träumte er von modernen Wohnzimmer-Möbeln aus Kautschukholz. Nun hätte dieser Traum verwirklicht werden können, wie aber sollte er die sicher zu erwartende Opposition seiner Frau in Zustimmung verwandeln? Herr Trüblich hatte es in jahrelanger Ehe zwar gründlich verlernt, eigene Wünsche und Ansichten zu haben, aber diesmal war er entschlossen, seiner Gattin einen hartnäckigen Kampf zu liefern. Mit Gewalt ging das nicht, also legte er sich einen listen- und ränke reichen Plan zurecht. Mit der unschuldigen Miene der Welt sagte er:

„Liebste Alma, ich glaube es ist am besten, wenn wir für das unverhofft hereingeschneite Geld eine schöne Reise machen, vielleicht nach Italien —“.

Ein Entrüstungsschrei gellte zurück:

„Ja! Reise!! Italien!! Du bist wohl übergeschnappt? Das Geld zum Fenster hinauswerfen, — verzubeln, das möchte dir so passen! Nichts da, es wird etwas praktisches dafür gekauft.“

Ein Kobold sprang in Herrn Trüblich's Augen, aber er sentte sie beherrscht und murmelte scheinheilig:

„Es fällt mir zwar sehr schwer, auf die Reise zu verzichten, aber wenn du meinst —, die Schlafzimmer-Möbel zum Beispiel sind ja wirklich schon sehr unmodern —“.

„So die Schlafzimmer-Möbel? Was du nicht sagst? Was wäre denn dann die Wohnzimmer-Einrichtung, die ich von Tante Eugenie anno 1903 zur Ausstattung bekam? Meiner Ansicht nach gehört die zuerst erneuert.“

Innerlich frohlockend entgegnete er schlicht:

„Das wird man ja noch sehen. Wenn wir uns aber wirklich Wohnzimmer-Möbel anschaffen, würde ich vor schlagen: kanadische Eiche.“

„Kanadische Eiche? Welch unmöglichen Geschmack du hast! Warum nicht gleich kautschukische Nuß, dir ist alles zuzutrauen!“

Herr Trüblich erbehte. Sollte er, so knapp vor einem vollständigen Sieg, in einem so wichtigen Punkte unterliegen? Nein? So antwortete er denn in abgrundtiefer Verschlagenheit:

„Kautschukische Nuß würde auch ich nicht raten. Ich habe gehört, daß dieses Holz, auch wenn es schon zu Möbeln verarbeitet ist, noch weiterwächst. Da könnte es passieren, daß wir eines schönen Tages nach Hause kämen und statt der Möbel knorrige Bäume vorfinden.“

„Mein Gott, welch alberner Witz! — Aber wie sieht dieses Holz eigentlich aus, ich kenne es nicht.“

„Recht häßlich, Liebste, scheußliche Farbe —, unschöne Maserung —“.

„Ach, was verstehst denn du davon, — ich glaube, wir nehmen doch kautschukische Nuß.“

Im Herzen Herrn Theobald Trüblich's jubelte die Hölle.

Wußten Sie das schon?

Ärzte und Statistiker behaupten, daß im Bäderberuf nervöse Leute zu den Seltenheiten gehören, und daß es geistesranke Bäder überhaupt nicht gibt.

In Frankreich ist ein Drittel der erwachsenen, männlichen Bevölkerung unverheiratet. Kein anderes Land der Erde weist eine so hohe Junggesellenziffer auf.

Der Nutzen, den die Fingerabdrücke bisher gebracht haben, hat die amerikanischen Behörden veranlaßt, darauf zu bringen, daß in Zukunft auch Fußabdrücke, Zahnabdrücke usw. gemacht und aufbewahrt werden. Man hat bereits einen Stoff entdeckt, der die Aufbewahrung solcher Beweisstücke ermöglicht.

In Japan müssen Leute, die die Prüfung als Autolenter ablegen wollen, eine schriftliche Abhandlung anfertigen, die das Auto und alle seine Funktionen genau beschreibt, außerdem müssen sie eine Fahrprobe ablegen. Für Berufsfahrer ist die Prüfung noch strenger. Im allgemeinen wird nur einem Drittel der Prüflinge die Fahrberechtigung erteilt.